

Achtung!

Dies ist eine Internet-Sonderausgabe des Vortrags
„Sprachen und Sprachpolitik in Europa in Geschichte und Gegenwart“
von Jost Gippert (1999).
Sie sollte nicht zitiert werden. Zitate sind der Originaldruckausgabe in
Europa und Europabilder,
Heidelberg 1999, 101-114
zu entnehmen.

Attention!

This is a special internet edition of the lecture
“Sprachen und Sprachpolitik in Europa in Geschichte und Gegenwart”
by Jost Gippert (1999).
It should not be quoted as such. For quotations, please refer to the
original edition printed in
Europa und Europabilder,
Heidelberg 1999, 101-114.

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved:

Jost Gippert, Frankfurt 2000-2011

Sprachen und Sprachpolitik in Europa in Geschichte und Gegenwart

Prof. Dr. Jost Gippert, Universität Frankfurt/M.

Am 14. Februar 842 standen sich in der Stadt, die ursprünglich Argentaria hieß, schon damals aber „gemeinhin Straßburg“ genannt wurde, zwei Brüder mit ihren Heeren gegenüber; nicht, um einen Kampf auszutragen, sondern um sich gegenseitiger Waffenhilfe zu versichern. Gemeinsamer Gegner der beiden, die als Söhne Ludwigs des Frommen und Enkel Karls des Großen die Macht über das Fränkische Reich unter sich aufgeteilt hatten, war ihr dritter Bruder, Lothar, der, obwohl er bereits im Jahr zuvor von ihnen geschlagen worden war, noch immer eine Bedrohung für sie darstellte. Beide, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, leisteten aus diesem Anlaß einen Treueschwur, der uns durch einen gewissen Nidhart, selbst Enkel Karls des Großen und Verfasser eines vierbändigen Geschichtswerks, überliefert ist; einen zweiten, ergänzenden Eid legten die beiden Heere ab, und auch dieser wurde von Nidhart für die Nachwelt festgehalten.

Bemerkenswert ist an dieser Episode aus sprachwissenschaftlicher Sicht nicht so sehr das historische Faktum selbst; denn daß Brüder kriegerische Auseinandersetzungen miteinander führten, ist nicht nur in der europäischen Geschichte oft genug bezeugt. Bemerkenswert ist vielmehr die Tatsache, daß die sog. „Straßburger Eide“, so wie sie uns Nidhart in seinem lateinisch geschriebenen Geschichtswerk übermittelt hat, in zwei verschiedenen Sprachen geleistet wurden: Ludwig, dessen Herrschaftsgebiet der östliche Teil des Frankenreichs war, sprach den seinen *romana lingua*, d.h. in „romanischer“ Sprache; Karl, der Herrscher des westlichen Teils, antwortete hingegen *teudisca lingua*, d.h. auf „deutsch“. Die beiden Heere leisteten ihre Eide jeweils *propria lingua*, d.h. in ihrer eigenen Sprache ab: Auf „deutsch“ das ostfränkische, auf „romanisch“ das westfränkische Heer. Tatsächlich gehören die beiden „romanischen“ Eidformeln, die uns dank Nidhart vorliegen, zu den ältesten schriftlichen Zeugnissen in altfranzösischer Sprache überhaupt, und auch ihre althochdeutschen Gegenstücke, die im rheinfränkischen Dialekt gehalten sind, können als bedeutende Sprachdenkmäler gelten.

Interessant sind die „Straßburger Eide“ aber nicht nur als Zeugnisse sprachlicher Ausprägungen; interessant sind sie auch wegen der Rückschlüsse auf die sprachgeographische Situation, in der sie entstanden sind.

Wenn Ludwig als Führer des deutsch sprechenden ostfränkischen Heeres seinen Eid auf altfranzösisch ablegt, während Karl als Führer des romanischsprachigen westfränkischen Heeres den seinen auf deutsch spricht, so erklärt sich dies wohl zunächst daraus, daß beide Heerführer sich jeweils dem anderen Heere verständlich machen wollten. Es scheint aber zugleich zu implizieren, daß bereits damals durch das Frankenreich eine Sprachgrenze verlief, die eine zweisprachige Verhandlungsführung, sogar zwischen den herrschenden Brüdern, erforderte.

In diesem Sinne fühlt man sich natürlich unmittelbar an das heutige Straßburg erinnert: Als Sitz des Europarates und verschiedener anderer europäischer Institutionen können für diese Stadt mehrsprachige Verhandlungen und die sie tragenden Dolmetscher geradezu als Wahrzeichen gelten. Dennoch bleiben gewichtige Unterschiede zwischen der heutigen Situation und derjenigen des Mittelalters zu konstatieren; Unterschiede, die für die Entwicklung der europäischen Sprachenlandschaft innerhalb der letzten zwei Jahrtausende durchaus charakteristisch sind und die ich im folgenden thematisieren will.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die heutige Situation. Im Europarat, aber auch in den Gremien der Europäischen Union stehen Deutsch und Französisch als zwei amtliche Sprachen neben einer genau umrissenen Menge anderer Sprachen, die jeweils fest mit einem, manchmal auch mehreren Staatengebilden assoziiert sind. Sprachen wie Norwegisch, Portugiesisch oder Polnisch stellen Nationalsprachen dar, deren Verbreitungsgebiet mit den jeweiligen Staatsgrenzen zusammenfällt. Dasselbe gilt in weitem Maße auch für das Französische und das Deutsche als Staatssprachen Frankreichs und Deutschlands, wobei jedoch beide auch noch darüber hinaus als staatsamtliche Sprachform gelten: Das Deutsche in Österreich, das Französische in Belgien (neben dem Flämischen), und beide nebeneinander in der Schweiz und in Luxemburg.

Nidharts Bericht über die Straßburger Eide, von dem wir ausgegangen waren, suggeriert nun, daß eine entsprechende feste Assoziation zwischen Staatengebilden oder Nationen auf der einen und Nationalsprachen auf der anderen Seite schon im Mittelalter existiert hätte. Tatsächlich hat sich diese jedoch erst in sehr viel jüngerer Zeit herausgebildet, wobei für das Französische und das Deutsche durchaus unterschiedliche Bedingungen herrschten.

Halten wir uns zunächst die Vorgeschichte der „romanischen“ Sprachform vor Augen, die uns im 9. Jh. erstmals in geschriebener Form als „Altfranzösisch“ entgegentritt. Es ist dies eine Sprachform, die sich innerhalb von neun Jahrhunderten römischer Besatzungszeit im ehemaligen Gallien aus der von römischen Soldaten und Beamten mitgebrachten mündlichen Varietät des Lateinischen, dem sog. Vulgärlatein, entwickelte, wobei sie als Sprache der Besatzungsmacht die zuvor in Gallien gesprochenen Idiome und Dialekte verdrängte. Zum Opfer gefallen war ihr bis zum einsetzenden Mittelalter zunächst diejenige Sprache, der das Land Gallien seinen Namen verdankte, nämlich das Gallische; eine Spra-

che, die uns durch eine durchaus nennenswerte Anzahl schriftlicher Zeugnisse bekannt ist und die wir als keltische Sprache klassifizieren können. Noch nicht verdrängt waren zur gleichen Zeit jedoch verschiedene andere Idiome. Dies gilt einmal für das Bretonische, das als ebenfalls keltische Sprache von Übersiedlern aus Großbritannien, genauer aus Wales und Cornwall, etwa ab dem 5. Jh. in die Bretagne gelangte und seither für eine scheinbare Kontinuität keltischsprachiger Besiedlung in diesem Landesteil sorgte — scheinbar deshalb, weil es alles andere als wahrscheinlich ist, daß die Britannier, die einst in der Aremorica landeten, dort noch auf eine gallisch sprechende Bevölkerung gestoßen sein könnten (auch wenn eine weltbekannte Comicserie derlei suggeriert). Nicht verdrängt waren aber auch verschiedene germanische Dialekte, deren Sprecher in der Zeit des Niedergangs des römischen Reichs nach Gallien geströmt waren und sich dort niedergelassen hatten; zu ihnen zählte insbesondere der Dialekt der fränkischen Stämme, als deren Führer Karl der Kahle in Straßburg auftrat und deren Name später derjenige der gesamten Bevölkerung, ihres Landes und ihrer romanischen Sprache wurde, auch wenn das Fränkische als germanischer Dialekt selbst in den folgenden Jahrhunderten weitestgehend aufgegeben wurde.

Auch auf unserer Seite des Rheins herrschte das Prinzip der Verdrängung vor. Den germanischen Dialekten, zu denen u.a. das „östliche“ Fränkisch der Mannen Ludwigs des Deutschen gehörte, waren in den ersten Jahrhunderten auch hier zunächst die keltischen Idiome zum Opfer gefallen, die einstmals zumindest im süddeutschen Raum verbreitet gewesen sein müssen, wie die auf sie zurückgehende Namengebung von Flüssen wie dem Rhein oder dem Main und von Gebirgen wie dem Taunus erweist. Weitestgehend verdrängt waren aber auch, anders als in Frankreich, die Reste romanischen Sprachgebrauchs, der sich in der Zeit der römischen Besatzung in Süddeutschland etabliert hatte. Daß dieser Prozeß im 9. Jh. noch nicht ganz abgeschlossen war, daß zumindest noch nachbarschaftlicher Kontakt zwischen germanisch und romanisch sprechenden Bevölkerungsteilen gegeben war, zeigen möglicherweise die aus dieser Zeit stammenden „Kasseler Glossen“, eine der zahlreichen lateinisch-althochdeutschen Vokabelsammlungen, an die eine Art Gesprächsbuch angehängt ist. Hier werden u.a. die Begriffe *sapiens* „weise“ und *stultus* „dumm“ miteinander kontrastiert, und zur Illustration ihres Gebrauchs liest man auf Latein: *Stulti sunt Romani, Sapienti sunt Paioari; Modica est Sapienti[a] In romana, Plus habent Stultitia Quam sapientia*. In der althochdeutschen Mundart wird dies so wiedergegeben: *tole sint uualha, spahe sint peigira; luzic ist spahe in uualhum, mera hapent tolaheiti denne spahi* — d.h. „toll (oder verrückt) sind die Welschen, klug sind die Bayern; gering ist die Klugheit bei den Welschen, mehr haben sie Tollheit denn Klugheit.“ Ungeachtet der Frage, ob der Dialekt, in dem die Glossen abgefaßt sind, selbst als altbairisch bestimmt werden kann — was natürlich die Erwähnung der *Paioari - peigira* nahelegt —, sind hier doch romanischsprachige „Welsche“ und deutschsprachige „Bayern“ in einer

Weise aufeinander bezogen, wie es am ehesten bei noch existierendem engerem nachbarschaftlichem (aber nicht unbedingt freundschaftlichem) Kontakt zu erwarten wäre. Daß das Gesprächsbuch, wie anderweitig vermutet wurde, für Reisende aus romanischen Ländern verfaßt worden sei, erscheint demgegenüber schwerlich glaubhaft.

Wie immer man das Zeugnis der Kasseler Glossen auffassen mag, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sich Reste romanischen Sprachgebrauchs in Deutschland nicht über das Mittelalter hinaus halten konnten. Die fortlaufende Reduktion sprachlicher Vielfalt ist nun in der Tat ein charakteristisches Merkmal der europäischen Geschichte; sie betrifft nicht etwa nur das heutige deutsche und französische Sprachgebiet. Tatsächlich können wir nur ein äußerst unvollständiges Bild entwickeln von der Sprachlandschaft, die Europa vor 2000 oder auch nur 1000 Jahren prägte. Die spärlichen Informationen, die uns die antiken Schriftsteller über Sprachen ihrer Nachbarn liefern, reichen bei weitem nicht aus, um auch nur für West- und Mitteleuropa eine konsistente Sprachenkarte für das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zu entwerfen. Noch viel weniger können wir erwarten, die Verdrängungsprozesse, deren Resultate wir historisch vorfinden, im einzelnen nachzuzeichnen; dies betrifft insbesondere die Frage, inwieweit die Verdrängung von Sprache mit der Ausübung physischer Gewalt einherging. Werfen wir für diese Frage noch einmal einen Blick auf die Geschichte der keltischen Sprachfamilie, die im gegebenen Zusammenhang ja bereits mehrfach zu erwähnen war und die tatsächlich in besonderem Maße geeignet ist, das Problem zu illustrieren.

Die Frühgeschichtler gehen heute allgemein davon aus, daß noch um die Zeitenwende weite Teile West-, Mittel- und Südeuropas von keltischen Stämmen besiedelt waren; eine keltische Bevölkerung vermutet man z.B. hinter der sog. Hallstatt-Kultur des ersten vorchristlichen Jahrtausends, aber auch hinter den Schöpfern der Fürstenstatue, die vor wenigen Jahren auf der Glauburg in Hessen gefunden wurde. Alle diese präsumptiven Kelten bleiben uns in sprachlicher Hinsicht freilich unerschlossen: die Frage, ob sie „Kelten“ in dem Sinne waren, daß sie eine keltische Sprache sprachen, läßt sich mangels authentischer schriftlicher Zeugnisse im einzelnen nicht entscheiden, und wir können argumentativ lediglich auf Toponyme — Orts-, Fluß- und Flurnamen — zurückgreifen, die darauf hindeuten, ohne freilich immer eindeutige Beweise zu liefern.

Eine sichere Zuordnung zur keltischen Sprachfamilie erlauben erst die inschriftlichen Zeugnisse der Gallier in Südfrankreich und Norditalien, die etwa mit dem 2. vorchristlichen Jh. beginnen. Ihnen folgen bald darauf die Bronzetafeln von Botorrita in Nordspanien, die in der sog. keltiberischen Sprachform gehalten sind. In beiden Fällen, bei den Galliern wie bei den Keltiberern, ist der Beginn der Schriftlichkeit ganz eindeutig an einen Einfluß von außen geknüpft: Ihre Grundlage war die griechische Kolonisation, die den Galliern, von Massilia, dem heutigen Marseille, ausgehend, das griechische Alphabet unmittelbar brachte, während die Keltiberer ihre Schrift, die letztlich ebenfalls auf dem griechischen Al-

phabet beruhen dürfte, von dem Nachbarvolk der Iberer übernahmen. Das keltiberische Schrifttum hatte, wenn wir diesen Schluß aus der äußerst fragmentarischen Hinterlassenschaft ziehen dürfen, nur kurzen Bestand; es dürfte bald nach der Eroberung der iberischen Halbinsel durch die Römer sein Ende gefunden haben. Auf welche Weise die keltiberische Sprache außer Gebrauch geriet, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis; was uns in späterer Zeit auf dem Verbreitungsgebiet des Keltiberischen entgegentritt, sind neben dem Lateinischen selbst lediglich dessen spätere spanische, nämlich kastilische bzw. katalanische Varietäten.

Auch für das Gallische bedeutete, wie oben bereits angedeutet wurde, die römische Eroberung den Beginn des Untergangs. Die Römer brachten zunächst ihre eigene Schrift mit, die bei den Galliern die griechische Schrift verdrängte, dann aber auch ihre lateinische Sprache, die sich in Gallien mehr und mehr durchsetzte; dabei entstand eine deutliche Scheidung zwischen zumindest zwei Dialektvarietäten, dem südlichen, provenzalisch-okzitanischen Dialekt des Languedoc und dem nördlichen Dialekt des Languedoil, der der heutigen französischen Nationalsprache zugrundeliegt. Auch im Falle des Gallischen sind wir nicht genau darüber orientiert, auf welche Weise es im Zuge der fortschreitenden Romanisierung verschwand; wir können lediglich konstatieren, daß die schriftlichen Zeugnisse ab dem 3. Jh. n.Chr. immer spärlicher werden und mit dem 5. Jh. vollends aufhören. Anders als beim Keltiberischen gibt es jedoch Hinweise darauf, daß die Aufgabe des Gallischen unter relativ friedlichen äußeren Bedingungen stattfand, wobei das Vordringen des Christentums eine entscheidende Rolle gespielt haben dürfte.

Durchaus anders stellt sich die Situation bei den noch heute existierenden keltischen Sprachen dar, dem Irisch-Gälischen in Irland, dem Schottisch-Gälischen in Schottland, dem Kymrischen oder Walisischen in Wales und dem Bretonischen in der Bretagne. Bei allen vier Sprachen können wir den fortschreitenden Verdrängungsprozeß geradezu vor unseren Augen ablaufend betrachten. Dabei müssen wir bedenken, daß beide durch diese Sprachen repräsentierten Zweige des sog. Inselkeltischen, der britische und der gälische Zweig, für die europäische Geistesgeschichte einst eine bedeutende Rolle spielten. Im Falle der keltischsprachigen Briten, die einst noch über ganz England verbreitet lebten, beginnt diese Rolle mit der Zeit der römischen Besatzung, durch die das lateinische Alphabet und mit ihm die christliche Lehre auf die britische Insel gelangte. Die Lateinschrift wurde zwar anfänglich sicher nicht zur Niederschrift britischer Textmaterialien benutzt, doch waren es Briten, die das Christentum im lateinischen Gewande weiter nach Irland trugen. Die Briten selbst wurden im Süden Großbritanniens schon recht bald nach dem Ende der römischen Besatzung, etwa ab dem 5. Jh., durch die von Norddeutschland aus hereinströmenden germanischen Stämme der Angeln, Sachsen und Jüten bedrängt, so daß sie sich letztlich nach Wales, Devon und Cornwall zurückziehen mußten; ein Teil von ihnen siedelte auf das gegenüberliegende Festland, in die Bretagne, über, wobei er die insel-

keltische Sprache mitnahm. Es ist anzunehmen, daß die Inselbriten und die Festlandbretonen noch lange Zeit miteinander in regem Austausch standen; durch diesen Austausch, der durch die im Mittelalter als Seemacht am Kanal vorherrschenden Normannen unterstützt wurde, gelangten die Sagenstoffe rund um die Tafelrunde des Königs Artus auf das Festland, die hier reichen literarischen Niederschlag fanden, letztlich aber im wesentlichen britisches Überlieferungsgut darstellen.

Im Gegensatz zu den britischen Idiomen, deren Verschriftung erst im Mittelalter mit den spärlichen Dokumenten der sog. altwalisischen Epoche beginnt, verfügte das Gälische in Irland schon vor der Christianisierung über ein eigenes schriftliches Medium, die sog. Ogham-Schrift. Merkmal dieser Schrift sind strich- und punktförmige Kerben, die entlang einer Linie angebracht wurden und, in Gruppen von bis zu fünf zusammengeordnet, Konsonanten bzw. Vokallaute darstellten. Auch wenn sich die uns zugänglichen, in dieser Schrift gehaltenen Dokumente auf Steinschriften beschränken, die meist nichts anderes als Personennamen benennen, geben sie uns doch deutlichen Aufschluß über die irische Sprachgeschichte in älterer Zeit, d.h. etwa dem 3. bis 8. Jh. n.Chr. Erst nach der Christianisierung, die in der Mitte des 5. Jhs. einsetzte, entfaltete sich bei den Iren jedoch eine eigentliche literarische Tätigkeit, im Zuge derer sowohl christliches als auch vorchristliches Gedankengut niedergeschrieben wurde. Diese Tätigkeit hatte unmittelbaren Einfluß auf Mitteleuropa, indem irische Mönche maßgeblich an der Verbreitung des Christentums, gerade auch in Deutschland, beteiligt waren; so ist es kein Zufall, daß die ältesten Handschriften mit altirischen Glossen, über die wir verfügen — Dokumente des 8. und 9. Jhs. — nicht aus Irland selbst, sondern aus Würzburg, St. Gallen und Norditalien stammen.

Die gälische Sprache der Iren konnte sich auf dem Kontinent auf diesem Wege zwar nicht festsetzen, doch erlangte auch sie im frühen Mittelalter zunächst größere Verbreitung, indem irische Eroberer sie nach Schottland und auf die Insel Man mitnahmen, wo sich in der Folge jeweils eigene dialektale Abarten des Gälischen herausbildeten. Hier wie im irischen Mutterland selbst geriet die Sprache jedoch schon bald unter Druck, der zunächst von den die Küstenregionen kolonialisierenden Normannen, dann von den Engländern ausgeübt wurde. Ihnen gelang es im Laufe weniger Jahrhunderte, die Herrschaft über ganz Irland und Schottland zu ergreifen. Der von ihnen eingesetzte Machtapparat, Militär, Beamte, aber auch der protestantische Klerus, war nun offenbar einflußreich genug, um mehr und mehr auch in Gebieten, wo die bodenständige Bevölkerung in der Überzahl blieb, das Englische als primäre Sprache durchzusetzen; hierzu bedurfte es offenbar nicht unbedingt äußerlicher Repressalien, sondern allein eines höheren Prestiges, über das das Englische als Herrschaftssprache verfügte. Die Sprachwissenschaft bezeichnet diesen Vorgang, bei dem eine Sprachgemeinschaft die eine Sprache zugunsten einer anderen aufgibt, als „Sprachwechsel“.

Heute sind die sog. Gaeltachten, d.h. die gälischsprachigen Gebiete in Irland, auf wenige kleine Flecken im Westen der Insel zusammengeschrumpft, und die Anzahl derjenigen Iren, die das Gälische noch muttersprachlich beherrschen, dürfte kaum mehr als 20000 betragen; damit ist diejenige keltische Sprache, die die reichhaltigste Überlieferung hervorgebracht hat, unmittelbar vom Aussterben bedroht. Nicht viel besser steht es mit dem Gälischen in Schottland, das am ehesten noch auf den Inseln der Äußeren Hebriden in Gebrauch ist. Die dritte gälische Sprache, das Manx, ist bereits Anfang dieses Jahrhunderts ausgestorben. Von den Sprachen des britischen Zweigs hat dasselbe Schicksal bereits zwei Jahrhunderte zuvor das Kornische der Halbinsel Cornwall ereilt, und dasselbe Schicksal droht in baldiger Zukunft auch dem auf den Kontinent verpflanzten Ableger, dem Bretonischen. Man kann man mit Sicherheit davon ausgehen, daß von den heute noch gesprochenen keltischen Sprachen allein das Kymrische-Walisische noch eine Chance hat, die nächsten hundert Jahre zu überleben.

An dieser aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers düsteren Prognose können auch gezielte politische Maßnahmen nichts ändern, wie sie seitens der Regierung der Republik Irland seit geraumer Zeit unternommen werden, um die gälische Sprache zu stützen. Die Maßnahmen bestehen zum einen darin, daß das Gälische als zweite Amtssprache in allen offiziellen Dokumenten Verwendung findet, nicht nur innerhalb Irlands, sondern auch im Rahmen der Europäischen Union — sofern Sie einen Europa-Paß besitzen, tragen auch Sie ein Dokument bei sich, das u.a. in Irisch-Gälisch gehalten ist. Darüber hinaus investiert die irische Regierung viel Geld in gälischsprachiges Radio und Fernsehen, das in der ganzen Republik, auch außerhalb der Gaeltachten zu empfangen ist. Doch selbst wenn inzwischen die Teilnahme an Unterricht in Gälisch für alle irischen Schulkinder Pflicht ist, kann die entscheidende Voraussetzung für ein Fortleben der Sprache so doch nicht geschaffen werden: Ein Fortbestand wäre nur bei einer ausreichenden Zahl muttersprachlich mit dem Gälischen aufwachsender Sprecher zu erwarten, ein fremdsprachlicher Unterricht, wie er in der Republik Irland erfolgt, kann dies sicher nicht leisten.

Daß der Status des Gälischen derzeit auch bei den Friedensverhandlungen in Nordirland eine gewisse Rolle spielt, erscheint unter diesem Aspekt eher als ein komisches Moment denn als ein ernsthaftes Anliegen: In dem (aus Sicht Südirlands) „abtrünnigen“ Teil der Provinz Ulster gibt es schon seit mehr als hundert Jahren keine Muttersprachler des Gälischen mehr, und auch für die Verfechter der „republikanischen“ Sache, die Verhandlungsführer der Partei Sinn Féin, ist das Gälische deutlich erkennbar eine Fremdsprache geblieben. Dennoch steht dahinter ein politischer Anspruch, der sich auf dem Boden des heutigen Verständnisses von Nationenbildung gleichsam von selbst ergibt: Seitdem man sich in Europa daran gewöhnt hat, nationalstaatliche Identitäten mit sprachlichen Identitäten zu verknüpfen, ist die Frage einer eigenen Nationalsprache offenbar

auch für die Iren wieder relevant geworden. Daß diese Frage nunmehr innerhalb der langwährenden Auseinandersetzung um die politische Bindung Nordirlands sogar in den Vordergrund gerückt wurde, dürfte nicht zuletzt auf dem Einfluß eines vergleichbaren Falles beruhen, nämlich desjenigen des Baskischen in Nordspanien.

Auch das Baskische, das als einzige nicht-indogermanische Sprache Westeuropas und als Sprache mit sog. ergativischem Bau ein besonderes sprachwissenschaftliches Interesse verdient, ist in den vergangenen Jahrzehnten in den Vordergrund einer politischen Auseinandersetzung getreten, in der es um Selbstbestimmung und Unabhängigkeit ging, und als deren Ergebnis heute eine weitgehende Autonomie der von Basken besiedelten Provinzen Nordspaniens erreicht wurde, in denen das Baskische nun als Verwaltungssprache anerkannt ist. Im Unterschied zur Situation in Nordirland spielte bei dieser Auseinandersetzung die Sprache schon seit längerer Zeit eine herausragende Rolle, wobei insbesondere das während des Franco-Faschismus herrschende Verbot ihres Gebrauchs Widerstand hervorrief. Dennoch bedurfte es auch hier zusätzlicher Bemühungen seitens der interessierten Seiten, um der baskischen Sprache als identitätskonstituierendem Merkmal Geltung zu verschaffen. Zum einen war das Baskische, nicht zuletzt wegen der mangelnden schriftsprachlichen Tradition, stark dialektal zergliedert; es wurde deshalb für erforderlich erkannt, mit sprachplanerischen Mitteln eine gemeinsame Standardsprache zu entwickeln, das sog. Batua, d.h. die „vereinigte Sprache“. Zum anderen war die Bevölkerung des Baskenlandes, insbesondere in den Städten und industriellen Zentren, mehr und mehr heterogen geworden, indem sich insbesondere seit Anfang dieses Jahrhunderts den bodenständigen, seit alters baskischsprachigen Einwohnern Zuwanderer aus allen Regionen Spaniens zugesellten, für die das Baskische zunächst eine Fremdsprache war. Wenn sich unter den heutigen Sprechern des Baskischen ein hoher Prozentsatz aus Leuten rekrutiert, deren Familien die Sprache erst seit einer oder zwei Generationen für sich übernommen haben, so ist dies als ein durchaus bemerkenswerter Prozeß zu bewerten, der dazu führen kann, daß eine bereits in hohem Maße in Bedrängnis geratene Sprache wieder Aussicht auf längeren Bestand hat.

Das Vorbild des Baskischen hat nun nicht nur auf die Sprachpolitik in Irland erkennbaren Einfluß ausgeübt. In Spanien selbst hat sich in gleichem Maße wie das Baskische zunächst das Katalanische als Regionalsprache etablieren können, und weitere romanische Dialekte wie das Galizische und das Valenzianische sind ebenso bereits anerkannt. Tatsächlich steht Spanien heute mit einem verfassungsmäßig verbrieften Recht der Regionen auf eine sprachliche Autonomie innerhalb Europas geradezu vorbildlich da, und es dürfte nicht zuletzt dem spanischen Beispiel zu verdanken sein, daß 1998 vom Europarat eine europäische „Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ verabschiedet wurde, die der Existenz sprachlicher Vielfalt auch über Spanien hinaus Rechnung trägt; ich komme unten noch auf diese Charta zurück.

Mit der Verknüpfung verwaltungsmäßiger und sprachlicher Autonomie von Regionen (unter gleichzeitiger Beibehaltung einer einheitlichen Nationalsprache, des Kastilischen) haben die Spanier freilich kein völlig neues politisches Konstrukt ins Leben gerufen. Vergleichbare Strukturen gab es in einem anderen Teil Europas schon seit längerem, nämlich in der Sowjetunion. Hier hatte man mit der Tatsache umzugehen, daß neben dem Russischen als einheitlicher Staatssprache weit mehr als 100 unterschiedliche Sprachen im Lande anzutreffen waren, von denen im übrigen nur die wenigsten in irgendeiner Weise mit dem Russischen verwandt sind. Berücksichtigen wir nur diejenigen Sprachen, die eine schriftsprachliche Verwendung erlangt haben und die nicht außerhalb der Sowjetunion als Nationalsprachen fungierten, so notieren wir: zwei slavische Sprachen (das Weißrussische und das Ukrainische), zwei baltische Sprachen (Litauisch und Lettisch), rund zehn uralische, d.h. finno-ugrische oder samojedische Sprachen (wie z.B. Estnisch, Mordwinisch, Syrjänisch), rund fünfzehn kaukasische Sprachen (wie z.B. Georgisch, Abchasisch, Avarisch), rund zwanzig türkische Sprachen (wie z.B. Tatarisch, Usbekisch, Baschkirisch), sowie rund zehn weitere Sprachen, die der mongolischen, der tungusischen oder der paläoasiatischen Gruppe zugeordnet werden. In der Sowjetunion wurde dieser Vielfalt gezielt durch die Schaffung von autonomen Gebieten und Teilrepubliken begegnet, wobei der Schutz sprachlicher „Minderheiten“ jedoch allenfalls anfänglich als erklärte Absicht dahinterstand. Da insbesondere die Verwaltung auch innerhalb solcher Einheiten im wesentlichen durch russischsprachige Funktionäre auf russisch erfolgte und da auch in den meisten dieser Gebiete die zu schützende Sprachgemeinschaft gegenüber den Russen selbst eine Minderheit darstellte, blieb eine wirkliche sprachliche Autonomie, die sich u.a. in nichtrussischem Schulunterricht hätte manifestieren können, vielfach illusorisch.

Daß die Ausbreitung des Russischen über das gesamte sowjetische Staatsgebiet — ein Prozeß, der natürlich bereits im zaristischen Rußland weit fortgeschritten war — seinerseits ein schwerwiegendes politisches Problem in sich barg, zeigte sich nun, als die Sowjetunion Anfang der neunziger Jahre zerbrach: In verschiedenen früheren Sowjetrepubliken, die nunmehr selbständig wurden, setzte ein gegen die russischsprachige Bevölkerung gerichteter Verdrängungsprozeß ein, der teils, wie in Estland, in gezielter Vertreibung, teils, wie in Lettland, in erzwungener Anpassung gipfelte. Die Maßnahme der lettischen Regierung, die vor wenigen Jahren den ausschließlichen Gebrauch des Lettischen auf dem Territorium Lettlands vorschrieb, mag zwar als eine Reaktion auf die langwährende russische Unterdrückung verständlich erscheinen; angesichts der Tatsache, daß zumindest in der Hauptstadt Riga die russischsprachige Bevölkerung sogar die Mehrheit darstellt, ist sie jedoch schwerlich zu rechtfertigen.

Derartige Prozesse, bei denen das Russische selbst in eine schützenswerte Position gerät, stellen in der Folge des Zusammenbruchs der So-

wjetunion freilich eine Ausnahme dar; sie bleiben im wesentlichen beschränkt auf die schon früher mit weitergehender Autonomie ausgestatteten selbständigen Republiken, die heute die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten bilden. Innerhalb der kleineren autonomen Einheiten, die auf dem Gebiet des heutigen Rußland verblieben sind, wird sich über kurz oder lang statt dessen eine ähnliche Entwicklung ergeben, wie wir sie oben am Beispiel der keltischen Sprachen in Westeuropa aufgezeigt haben: Sowohl im europäischen wie im asiatischen Teil Rußlands wird sich die einstige sprachliche Vielfalt schnell verlieren, und auch ohne explizite staatliche Zwangsmaßnahmen wird sich, aufgrund seines höheren Prestiges, das Russische durchsetzen. Nicht nur für die Sprachwissenschaft bedeutet das Verschwinden von Sprachen wie Jukagirisch, Ketisch oder Nenzisch einen unersetzlichen Verlust, der schwerlich dadurch ausgeglichen wird, daß Sprachen wie Litauisch oder Estnisch als neue Nationalsprachen wieder eine größere Überlebenschance haben.

Einen Zuwachs neuer Nationalsprachen verzeichnet Europa heute übrigens natürlich nicht nur durch den Zusammenbruch der Sowjetunion. Auch auf dem Boden anderer Staatengebilde, die sich in jüngerer Zeit aufgelöst haben, ist es zu einer Neudefinition nationaler Identitäten gekommen. Nicht immer ist es dabei so, daß sich diese Identitäten ganz mit gegebenen Sprachgrenzen decken; was im Falle der Trennungslinie zwischen dem Tschechischen und dem Slowakischen, zwei im übrigen höchst eng miteinander verwandten slavischen Idiomen, noch halbwegs sprachlich begründbar sein mag, ist in anderen Fällen weit schwerer linguistisch zu untermauern.

Dies gilt insbesondere für die zentrale Sprache des ehemaligen Jugoslawien. Unter dem Namen „Serbokroatisch“ wurde früher ein Dialektkontinuum erfaßt, dessen Verbreitungsgebiet sich von der Halbinsel Istrien bis an die albanische Grenze erstreckte und damit insgesamt vier der jugoslawischen Bundesstaaten einnahm, Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro. Die von der Linguistik innerhalb dieses Verbreitungsgebiets eruierten Dialektgrenzen, die mit Begriffen wie Štokavisch oder Jekavisch umrissen wurden, fielen nicht notwendigerweise mit Republikgrenzen zusammen. Wenn sich nun heute aus dem ehemaligen Serbokroatischen die neuen Staatssprachen Serbisch, Kroatisch und Bosnisch entwickeln, so spiegelt dies zunächst einmal einen politischen Anspruch wider, nämlich die Absicht einer sprachlichen Differenzierung, die in der früheren, selbst erst im 19. Jh. auf der Grundlage serbischer Dialekte etablierten Gemeinsprache nicht vorgezeichnet war. Ausgenutzt wurden dafür vielmehr die unterschiedlichen kulturellen Abhängigkeiten, die sich zuvor in einer für Europa einzigartigen Eigenart des Serbokroatischen manifestiert hatten, nämlich daß dieses gleichzeitig über zwei Schriftsysteme verfügte, das Lateinische und das Kyrillische. Dieses Nebeneinander reflektiert die unterschiedliche religiöse Ausrichtung der Kroaten, die sich als Katholiken nach Rom orientieren, und der Serben, deren Religion das von Griechenland aus verbreitete orthodoxe Christen-

tum ist (aus dieser Sachlage heraus erklären sich nicht zuletzt auch gewisse politische Affinitäten, die in den derzeitigen kriegerischen Auseinandersetzungen um das Kosovo eine Rolle spielen).

Aus der religiösen Zerspaltung war nun in den Jahrhunderten nach der Eroberung der balkanischen Halbinsel durch das osmanische Reich eine Dreiteilung geworden, indem sich vor allem in Bosnien der Islam ausbreitete. Eine sprachlich-dialektale Eigenständigkeit entwickelten die islamischen Bosnier dadurch ebensowenig wie auch nur einen eigenen Schriftstandard; ihnen waren und blieben — wie übrigens nach wie vor auch den nichtislamischen Kroaten und Serben — beide Schriftsysteme geläufig. Dennoch zog die von Kroaten und Serben betriebene gegenseitige sprachliche Abgrenzung letztlich auch die Genese einer als „bosnisch“ bezeichneten dritten Nationalsprache nach sich; sie ist der Ausweg aus dem Dilemma von Bosniern, die sich nicht aufgrund des Namens der von ihnen verwendeten Sprache den Kroaten oder den Serben zuordnen lassen wollen. Eine linguistische Basis hat die sprachliche Dreiteilung bis heute nicht.

Das Prinzip einer künstlichen, durch politische Grenzziehung bedingten Diversifikation von Sprachen ist übrigens auch sonst in Südosteuropa vorzufinden. So ist die Etablierung der „makedonisch“ genannten Staatsprache der Republik Makedonien angesichts ihrer weitgehenden Identität mit dem benachbarten Bulgarischen linguistisch ebenso schwer begründbar wie die Aufrechterhaltung eines selbständigen „Moldavisch“, das im Prinzip ein in kyrillischem Gewande auftretendes Rumänisch ist. Auch in diesen beiden Fällen hatte die staatliche Demarkation — hier zwischen Jugoslawien und Bulgarien, dort zwischen Rumänien und der Sowjetunion — die Priorität vor sprachlicher Divergenz.

Damit soll nun freilich nicht gesagt werden, daß eine durch politische Grenzen herbeigeführte, sekundäre sprachliche Identität nicht ebenso Bestand haben kann wie eine durch natürliche Grenzen bedingte. Tatsächlich zeigt die Sprachgeschichte immer wieder, daß ursprünglich nur geringfügig unterschiedene, benachbarte sprachliche Varietäten durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Herrschaftsbereichen immer weiter ausdifferenziert werden können. Dies betrifft z.B. das Verhältnis zwischen dem Hochdeutschen und seiner nächstverwandten Nachbarsprache, dem Niederländischen: Aus dem ursprünglichen westgermanischen Dialektkontinuum, auf das beide zurückgehen, haben sich hier und dort unter unterschiedlichen Bedingungen unterschiedliche schriftsprachliche Standards herausgebildet, die sich gerade heute, im Zeitalter der Massenmedien, immer weiter verfestigen. Sie verdrängen dabei mehr und mehr die alten Dialekte der Grenzregionen, die das ursprüngliche Kontinuum zumindest teilweise noch erahnen lassen. Ähnliche Bedingungen gelten z.B. auch für die Grenzregion zwischen Frankreich und Italien an der Riviera: Wenn einst auf französischer Seite das Provenzalische zugunsten des Standardfranzösischen aufgegeben sein wird, wird es auch hier keinen

dialektalen Übergang mehr, sondern nur noch eine scharfe Sprachgrenze geben.

Es steht zu hoffen, daß die europäische „Charta der Regional- und Minderheitensprachen“, von der oben bereits die Rede war, einen Beitrag dazu wird leisten können, daß die historische sprachliche Vielfalt, die für Europa charakteristisch ist, noch eine gewisse Zeit lang Bestand hat. Für unser Land erfaßt die Charta neben dem Niederdeutschen, das einstmals in ganz Norddeutschland verbreitet war, derzeit vier Sprachen mit sehr unterschiedlichem Hintergrund, nämlich das Dänische als Minderheitensprache in Nordschleswig, das Friesische, das noch in wenigen Gebieten an der Nordseeküste, vor allem aber in angrenzenden Gebieten der Niederlande anzutreffen ist, das Romanes als die über ganz Europa verbreitete Sprache der Sinti und Roma, sowie das Sorbische, die slavische Sprache der Ober- und Niederlausitz. Insbesondere mit der letztgenannten Sprache läßt sich noch einmal ein bezeichnendes Licht auf das Problem werfen, das ich mit dem Stichwort „Sprachwechsel“ zu umreißen versucht habe: Die Sprecher des Sorbischen — genauer der beiden Sprachen Nieder- und Obersorbisch — sind das letzte Überbleibsel einer slavischsprachigen Bevölkerung, die bis zur einsetzenden deutschen Ostkolonialisierung im ausgehenden Mittelalter über nahezu das gesamte Gebiet der neuen Bundesländer, aber auch angrenzende Gebiete des heutigen Niedersachsens und Schleswig-Holstein verbreitet lebte und diesen Gebieten durch Orts- und Flußnamen unverkennbar ihren Stempel aufgedrückt hat. Noch zu Beginn des 18. Jhs. war das Gebiet um Lüchow, das in jüngerer Zeit v.a. wegen der Frage der Atommülldeponien im Licht der Öffentlichkeit stand, von Leuten bewohnt, die „wendisch“, d.h. slavisch sprachen — nach ihnen ist das Gebiet als Wendland benannt. Aufgegeben wurde das Wendische oder Polabische ziemlich bald, nachdem ein Herr Christian Henning, von 1679-1719 Pfarrer zu Wustrow bei Lüchow, sein „Vocabularium Venedicum“ zusammenstellte, das das letzte authentische Denkmal dieser Sprache darstellt. Henning unterrichtet uns in der Einleitung zu seinem Vokabular selbst darüber, wie das Wendische außer Gebrauch geriet:

„Jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten wendisch, die Jungen aber haben einen solchen Ekel für ihre Muttersprache, daß sie sie nicht einmal mehr hören, geschweige denn lernen mögen. Daherо unfehlbar zu vermuten, daß innerhalb 20, zum höchsten 30 Jahren die Sprache wird vergangen sein.“

Das gleiche Schicksal droht heute dem Sorbischen wie auch Dutzenden anderer Regional- und Minderheitensprachen in Europa. Auch wenn vielleicht „Ekel“ nicht überall das richtige Wort ist, so ist doch die Einstellung der „Jungen“ entscheidend dafür, ob eine vom Aussterben bedrohte sprachliche Varietät überleben kann oder nicht. Hier, das heißt bei der Ausbildung muttersprachlichen Nachwuchses, muß eine Förderung von Minderheitensprachen ansetzen, wenn sie den Bestand erfolgreich

bewahren will. Angesichts der Tatsache, daß auch in Deutschland weit mehr Minderheitensprachen existieren als die jetzt durch die Charta erfaßten — allein unter den aus der Türkei stammenden Gastarbeitern finden sich Sprecher von rund fünfzehn verschiedenen Sprachen, von denen ich nur das Kurdische, das Zazaki, das Lasische, das Tscherkessische und das Syrische erwähnen will — bedarf es nicht zuletzt verstärkter sprachwissenschaftlicher Bemühungen, wenn es darum gehen soll, einer derartigen Förderung den Weg zu ebnen.

Benutzte und weiterführende Literatur (Auswahl):

Allgemein:

Metzler *Lexikon Sprache*, hrsg.v. Helmut Glück, Stuttgart / Weimar: Metzler 1993; darin v.a.: „Europäische Sprachen“ und die darunter erfaßten Stichwörter sowie die Sprachenkarten „Europäische Karten“ (S. 177), „Deutsche Dialekte“ (S. 136), „Kaukasische Sprachen“ (S. 299), „Turksprachen“ (S. 659), „Paläoasiatische Sprachen“ (S. 447) von Jost Gippert.

Zu einzelnen Sprachen und Sprachgruppen:

- Abalain, Hervé: Histoire de la langue bretonne (Geschichte der bretonischen Sprache). Luçon: Gisserot 1995.
- Comrie, Bernard: The Languages of The Soviet Union, Cambridge: Cambridge University Press 1981 (Überblick über die Sprachen der Sowjetunion).
- Falc'hun, François: Perspectives nouvelles sur l'histoire de la langue bretonne (Neue Sichtweisen auf die Geschichte der bretonischen Sprache). Paris: Union générale d'éditions 1981.
- Hajdú, Péter / Domokos, Péter, Die uralischen Sprachen und Literaturen. Hamburg: Buske 1987.
- Haugen, Einar: Die skandinavischen Sprachen: Eine Einführung in ihre Geschichte. Dt. Bearb.v. Magnús Pétursson, Hamburg: Buske 1984.
- Hutterer, Claus Jürgen: Die germanischen Sprachen: Ihre Geschichte in Grundzügen, Budapest / Wiesbaden: Akadémiai Kiadó / Drei Lilien 1975 / 3. Aufl. 1990.
- Keller, Rudolf: Die deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung. Dt. Bearb.v. Karl-Heinz Mulagk, Hamburg: Buske 1995.
- Klimov, Georgij A.: Einführung in die kaukasische Sprachwissenschaft. Dt. Bearb. v. Jost Gippert, Hamburg: Buske 1994.
- Kronsteiner, Otto: Plädoyer für die Sprachbezeichnung *bosnisch*. In: Die slawischen Sprachen 33, 1993, S. I-VII.
- El libro blanco del euskara* (Das Weißbuch der baskischen Sprache). Bilbao / Bilbo: Euskaltzaindia / Real Academia de la Lengua Vasca 1977.
- Macaulay, Donald (Ed.): The Celtic Languages, Cambridge: Cambridge University Press 1992 (Überblick über die heutigen keltischen Sprachen).

- Meid, Wolfgang: Die keltischen Sprachen und Literaturen: ein Überblick, Innsbruck: Scientia 1989.
- Mettke, Heinz (Hrsg.): Älteste deutsche Dichtung und Prosa. Ausgewählte Texte althochdeutsch — neuhochdeutsch, Frankfurt a/M: Röderberg 1976 (darin: S. 118 ff. die „Straßburger Eide“, S. 130 ff. die „Kasseler Glossen“).
- Ó Cuív, Brian: Irish Dialects and Irish-Speaking Districts. Dublin: Institute for Advanced Studies 1951 / Repr. 1980.
- Olesch, Reinhold: Fontes linguae dravaeno-polabicae minores et chronica venedica J.P. Schultzi. Köln / Graz 1967.
- Pohl, Heinz Dieter: Die serbokroatische Schriftsprache, Ein Rückblick. In: Die slawischen Sprachen 33, 1993, S. 67-79.
- Popović, Ivan: Geschichte der serbokroatischen Sprache. Wiesbaden: Harrassowitz 1960.
- Reichenkron, Günter: Historische latein-altromanische Grammatik. I. Teil. Einleitung: Das sogenannte Vulgärlatein und das Wesen der Romanisierung. Wiesbaden: Harrassowitz 1965.
- Thurneysen, Rudolf: Keltische Sprachen und Literaturen. Hrsg. v. Patrizia de Bernardo Stempel und Rolf Ködderitzsch, Tübingen: Niemeyer 1991.

Die „Charte européenne des langues régionales ou minoritaires“ vom 5.11. 1992 ist via Internet von der Seite (URL) <http://www.coe.fr/fr/txtjur/148fr.htm> abrufbar (auf französisch).

Nachtrag

Die Volkswagen-Stiftung hat im Sommer 1999 die Einrichtung eines neuen Förderungsprogramms mit dem Thema „Dokumentation bedrohter Sprachen“ beschlossen; Informationen hierzu sind via Internet von der Seite (URL) <http://www.volkswagen-stiftung.de/infotext/infodoku.htm> abrufbar.